Die Mausefalle.

Aus dem Wiener Leben von Edmund Skurawy.

Herr Ferdinand Schellinger, Junggeselle und „möblierter Kammerherr", war wieder einmal auf der Wohnungssuche. Nun gibt es viele Menschen, die ein derartiger Anlaß schrecklich nervös und „z'wider" macht. Dem war bei unserem Junggesellen nicht so! Er war daran gewöhnt, ja — er rechnete sogar immer mit Bestimmtheit darauf, das bisher innegehabte möblierte Heim in kürzester Zeit unfreiwillig verlassen zu müssen. Es mußte so kommen und konnte nicht anders sein! Das lag in der Natur der Sache. Die Schuld lag durchaus nicht auf seiner Seite. Er war ein stiller, ruhiger Mensch, der pünktlich seinen Zins bezahlte und niemanden etwas in den Weg legte. Die Ursache war deshalb anderswo zu suchen.

Schellinger war ein lebenslustiger, junger Mann, und da er nur in der Umgebung von holder Weiblichkeit atmen konnte, schlug er sein Lager nur in solchen zimmervermietenden Familien auf, die mit Töchtern, je mehr, desto besser, gesegnet waren. Da ihm nun bisher in kurzer oder längerer Zeit die Kündigung übermittelt wurde, könnte in vielen der Verdacht rege werden, daß er das so nah liegende Gute dazu benützt hätte, um mit den unterschiedlichen Töchtern leichtfertige Liebeleien anzuknüpfen. Keine Idee! Er war zwar nicht ganz abgeneigt, in absehbarer Zeit die Last der Ehe auf seine Schultern zu nehmen, in Gottesnamen! Aber er war wie die meisten Junggesellen ungeheuer vorsichtig, mißtrauisch und wankelmütig. Immer war er ängstlich darauf bedacht, in den Herzen heiratsfähiger Mädchen auch nicht die leiseste Hoffnung zu wecken und niemals wich er vom Wege des separierten Zimmers ab, um hinter dem Rücken der Eltern zu techtelmechteln.

So schwankte er zwischen der goldenen Freiheit und den rosigen Ehefesseln hin und her, wie ein Rohr im Winde. Freilich wäre es am einfachsten gewesen, die drohende Gefahr nicht aufzusuchen und ihr in weitem Bogen aus dem Wege zu gehen, aber dazu konnte er sich nicht verstehen. Schellinger wußte die Annehmlichkeiten eines Familienanschlusses wohl zu schätzen. Abendliche Plauderstündchen im Familienkreise, kleine Unterhaltungen, Gesellschaftsspiele in Damengesellschaft, freiwilliges Ausbessern seiner Wäsche und Garderobe, Einladungen zum Abendessen — das war alles so riesig angenehm und so — billig!

Und es gab Mütter darunter, die sich's etwas kosten ließen. Der Mieter war nämlich eine sehr gute Partie. Er hatte von seinem verstorbenen Papa einige tausend Kronen geerbt, die in sicheren Papieren angelegt waren; nebstbei betrieb er die Vertretung eines sehr gangbaren und zur Vermehrung der Menschheit viel beitragenden Artikels — er machte nämlich in Eisenbetten und patentierten Kinderwagen — welche Tätigkeit einen ganz anständigen Gewinn abwarf.

Also — die Mütter ließen sich's was kosten und taten auch sonst, was möglich war. Und einige Male war der Junggeselle auch schon dem ersehnten und doch gefürchteten Ehestand verdammt nahe und wenn eben nicht die diversen Mütter gewesen wären, die glaubten, in die Räder des Schicksals vorzeitig eingreifen zu müssen, wer weiß? Aber in dem Momente, in dem er eine Absicht merkte, wurde er verstimmt und ernüchtert. Da zog er wie eine erschreckte Schnecke die ausgestreckten Fühler ein und zog sich schnell zurück.

Die Folge davon war immer die — Kündigung.

Glücklich — der ungeheuren Gefahr wieder einmal entronnen zu sein — machte er sich dann auf die Wohnungssuche. Er hatte in solchen Zeiten immer eine kannibalische Freude mit seiner goldenen Freiheit.

Nach und nach wurde ihm die Sache förmlich zu einem Sport, zu einem Bedürfnis. Er kannte die Taktik der Mütter schon ganz genau und lächelte diabolisch über deren Bemühungen, ihn herumkriegen zu wollen.

Mit einigen Abweichungen wickelt sich die Geschichte immer in derselben Ordnung ab: Gefiel Schellinger das Zimmer, so suchte er unauffällig herauszukriegen, wie es in der Familie mit dem Ewigweiblichen stünde. Fiel die Antwort unbefriedigend aus, so gebrauchte er einen plausiblen Vorwand, um sich zu empfehlen; umgekehrt aber nahm er das Zimmer sofort auf.

Und nun ging alles seinen gewohnten Weg. Einige Tage verliefen ruhig. Das dauerte aber nur so lange, bis die fürsorgliche Mama durch vorsichtiges „Auskosten" über die Verhältnisse des neuen Mieters im Klaren war. Dann nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Da stolperte dann eines Abends sicher der Familienvater zu ihm ins Zimmer und meinte unter vielen Entschuldigungen:

„Entschuldigen schon!... Fad' san die langen Abend', was? Nix für unguat!... Hab' nur frag'n woll'n, ob ma net zu an „Strohmandel" oder im Notfall zu an klan „Schnapser" an Gspan ham könnt'?... Ah! — das is aber g'scheidt! Is Ihna eh a fad', was? Na ja — so ganz allan und in aner fremden Umgebung! Wann's a noch so g'müatlich is, 's is halt doch net wia z'Hauf', net wahr? Das sag' i allerweil!"

Nun wurde im Zimmer des Mieters ein Spielchen gemacht. Natürlich mußte die Annerl oder wie sie sonst hieß, dem Papa die zufällig vergessene Pfeife oder das Bier herüberbringen. Später fanden dann die Spielabende in der Wohnung des Vermieters statt, „weil's da viel praktischer is und ma all's mehr bei der Hand hat!"

Da konnte der Herr Schellinger dann so zufällig die Geschicklichkeit der Tochter bewundern, „die sich die ganze Aussteuer—an ganzen Häng'kasten voll — selber macht! Und all's Reinleinen!"

„Und kochen kann das junge Ding, daß's aus und g'scheg'n is!" meinte der Papa stolz und mischte dabei eifrig die Karten. „An Millirahmstrudel, was alsdann ane von den schwersten Mehlspeisen is, weil's leicht patzert wird und schlitzig, den legt s' Ihna her, daß am's Wasser im Maul z'samm'rinnt!"

„Essen S' gern an Millirahmstrudel? Ja? Dann soll s' morg'n an machen!" sekundierte die Mutter.

Das ging so fort bis — nun, bis der saumselige und unentschossene Herr Schellinger die — Kündigung hatte.

* * *

Er war also wieder einmal auf der Wohnungssuche.

Nach langem Herumsuchen fand er endlich etwas Passendes. Die eine von den beiden Töchtern hatte er gleich am ersten Tage kennen gelernt. Ein reizendes und ganz ausnehmend schönes Mädel. Das Zimmer war wohl klein, dumpfig und feucht — in einer Ecke konnte er sogar eine Anzahl „Schwammerl" bemerken, die neugierig mit ihren Köpfen in die Welt guckten — aber das kümmerte ihn wenig! Diesen „Schwammerln" wollte er schon ab und zu einige ausgewachsene „Schwammerl" gegenüberstellen, daß sie beschämt von ihrer Winzigkeit Reißaus nehmen mußten! Das Zimmer war nicht schön, desto schöner war das Mädel!

Schellinger freute sich schon wie ein Satan, und harrte hohnlächelnd der kommenden Dinge.

Anfangs ging alles programmmäßig. Die Frau Michler holte langsam aus ihm heraus, was sie wissen wollte. Das war aber auch alles. Keine weitere Frage mehr, keine Anspielung, kein vorsichtiges Manövrieren — nichts! Es war wie abgeschnitten; nirgends eine gelegte Schlinge, die seine Junggesellenherrlichkeit zu Falle bringen sollte.

Der junge Mann wartete und wartete, aber es ereignete sich nichts auffälliges. Weder der Herr Michler — wie er bestimmt wußte, ein großer „Spielratz" vor dem Herrn — wollte kommen, noch eine teuflisch-harmlos motivierte Einladung oder eine noch so kleine Aufmunterung. Er sah keine gefüllten Wäschekasten mit Reinleinen, keine Milchrahmstrudeln und was das Schmerzlichste war, er konnte auch mit der schönen Bertha nur gelegentlich einige Worte wechseln. Aber diese verräterische Röte und Verlegenheit des Mädchens reizte ihn zum Nachdenken. Er fühlte es, das Mädchen war ihm gut. Und er fand noch viel mehr Gefallen an ihr. Nach einiger Zeit kam er sogar darauf, daß er bis über die beiden Jungesellenohren verliebt war; so verliebt, daß er auch vor dem Aeußersten — vor der Ehe — nicht mehr zurückschreckte.

Aber bei den Eltern zählte er augenscheinlich nicht. Die sahen in ihm nur den — Zimmerherrn! Das konnte er nicht ertragen. Daß man ihn, der überall eine bevorzugte Rolle gespielt hatte, so ganz links liegen ließ, ihn, den verhätschelten und verzärtelten Liebling aller zimmervermietenden und töchterbesitzenden Familien! Ja — war er denn der Niemand, daß man es nicht einmal der Mühe wert fand, mit der Eventualität zu rechnen, ihn als künftigen Schwiegersohn anzusehen? Wollten denn diese Leute auf einen Prinzen warten, der sich in ihrem möblierten Zimmer der Champignonzucht widmen soll — unr der Champignonzucht! — indessen ihr armes Kind älter und älter wird und langsam dahinsiecht?

Eine kurze Zeit hielt es Schellinger noch aus, dann raffte er sich zu einem festen Entschluß auf.

Eines Tages trat er vor die Eltern hin, steckte eine feierliche Miene auf und sagte einleitend:

„Jetzt werd'n S' bald das Zimmer wieder 'naushängen müssen, Frau Michler."

Er hatte heimlich gehofft, daß diese Worte wie eine Bombe platzen würden. Aber er schnitt sich mit dieser Annahme gehörig. In Berthas Zügen zeigte sich freilich großer Schreck, aber die beiden Alten blieben ganz ruhig. Die Mutter sagte nur gleichgiltig: „So, so... Paßt's Ihna nimmer, Herr Schellinger?"

„Das g'rad net, aber wissen S', ich werd' mich wahrscheinlich verheiraten!"

Abgesehen von der reizenden Bertha, der es einen furchtbaren Riß gab, machten diese schwerwiegenden Worte wenig Eindruck. Die Frau Michler machte wieder nur „so, so" und der Vater „hm, hm". Als nun gar die Mutter an ihn die Frage richtete, ob er sich diesen Schritt gut überlegt und den tristen Zeitpunkt in Betracht gezogen habe, da brauste der junge Mann auf:

„Erlaub'n S' mir, Frau Michler! Ich bin alt g'nug, um selber z' wissen, was ich z' tun hab'! Und wann ma schon in die Sechsunddreißig is, wird das doch ka Mensch für an' Jugendstrach anschau'n! Und was das Materielle betrifft, kann ich in den schönsten Familien anklopfen! Wann's Ihnen vielleicht a net paßt, ich heirat' Ihre Bertha z' Trutz!"

Nun war es heraus. Die Bertha stieß einen Freudenschrei aus und warf sich der Mutter weinend an die Brust. Die Frau Michler blieb ruhig und sagte: „So, so... Also die Bertha... Na, was manst, Alter?"

„Na, ja," entgegnete der Gefragte und drückte mit dem Zeigefinger die Asche in seiner Pfeife nieder, „wann s' 'n mag!"

Natürlich wollte sie! Daran war nicht zu zweifeln.

* * *

Die Verlobung verlief sehr fidel, noch fideler die Hochzeit. Der neugebackene glückliche Ehemann hatte sich sogar einige Flaschen „Schampus" geleistet. Dieser ungeahnte feurige Trank brachte die vor Stolz strahlende Schwiegermutter in eine sehr redselige Stimmung.

„Wissen S', Mutter, daß ich mich oft damisch g'ärgert hab' über Ihna?" sagte der Schwiegersohn im Laufe der Unterhaltung zu ihr. „Ueberall, wo ich noch g'wohnt hab', ham die Mütter all's mögliche tan, damit s' ihre Töchter an mich anbringen! Sie war'n die Anzige, die nichts dergleichen 'tan hat! Das hat mich oft g'fuchst!"

„Hehe!" lachte die Mutter und leerte ein volles Glas auf einen Zug. „Hab's frühre a so g'macht, hehe!.... Aber da hab'n die jungen Männer den Braten g'rochen und san bei Zeiten ausg'rissen!.... Was stoßt D' mich denn immer in d' Seiten, Alter? Trink' — und gib an' Ruah! Ja — mein lieber Ferdinand," wendete sie sich wieder an ihren Schwiegersohn, „da hab' ich mir dann denkt: Probierst es amol — um'kehrt! Vielleicht geht's so besser! Und richtig is 's 'gangen! Hehehe!"

Der gute Schellinger machte ein urdummes Gesicht.

Aber er hatte keine Ursache, seine Wahl zu bereuen. Seine Bertha war ein liebes, treues Weibchen, das an der ganzen Sache so unschuldig war wie ein neugeborenes Kind.

Erst viel später hörte der glückliche Ehemann, daß das Zimmer allgemein „die Mausfall'n" genannt wurde.

Die Regenschirmsprache.

Die Augensprache, die Fingensprache, die Blumensprache, die Briefmarken- und ähnliche Sprachen werden von den derselben Kundigen bewußt gesprochen; nun gibt es aber noch eine unbewußt geübte Sprache: die Regenschirmsprache. Sie ist kinderleicht und ohne jede Mühe und Uebung verständlich. Hier ist sie:

Ein rasch geöffneter Regenschirm bedeutet: Nimm Dich in Acht, wenn Dir Deine Augen lieb sind.

Ein rasch geschlossener Regenschirm ist gleichbedeutend mit einem (oder mehreren) vom Kopfe gestoßenen Hüten.

Ein Regenschirm, den ein Herr über eine Dame derart hält, daß ihm der Regen in den Nacken tropft: ein Liebespaar.

Ein Regenschirm, der dem Herrn Schutz und seiner Begleiterin keinen Schirm bietet: ein Ehepaar.

Ein 50 Cents - Regenschirm, der ganz zufällig neben einen kostbaren seidenen Schirm zu stehen kommt, bedeutet: wer tauschen will, will betrügen.

Einen Regenschirm kaufen heißt soviel wie: Ich bin ein Ehrenmann.

Einen Regenschirm Jemandem leihen, heißt: Ich bin ein Narr.

Einen geliehenen Regenschirm seinem Eigentümer zurückerstatten. . . das bedeutet überhaupt nichts, weil es das nicht gibt.

Einen Regenschirm wagrecht unterm Arm tragen, bedeutet Unglück — für den, der hinter Dir geht.

Einen Regenschirm läßig nachschleifen, bedeutet Unglück — für die Spitze Deines Regenschirmes, die der Hintermann abtreten wird.

Ein Regenschirm im Futteral heißt: der Schein trügt. . . der tadellose Schein des Futterals trügt über die mangelhafte Beschaffenheit des Schirmes.

Ein Regenschirm für Zwei: geteiltes Leid ist doppeltes Leid.

Ein Regenschirm in der Hand bedeutet schönes Wetter.

Ein Regenschirm, dessen Ueberzug fehlt: wer unbedacht, wird ausgelacht.

— Boshaft. Kaufmann (zum Freunde): „Der Kassierer, den Du mir empfohlen hast, ist heute mit meiner Frau durchgegangen."—Freund: „Na, hab' ich Dir nicht gleich gesagt, daß das ein Prachtkerl ist?"

Meister Scharf.

Eine Hundegeschichte, frei nach dem Französischen. Von Eduard Münz.

Eine Zugverspätung nötigte mich, drei Stunden in einem, von zwei Bergen mit schneebedeckten Gipfeln eingeschlossenen Flecken des Kantons Waadt zuzubringen.

Was sollte ich während der Zeit beginnen?

Ich fragte einen Bahnbeamten um Rat. „Sehen Sie sich den Haudron an!" war seine Antwort. „Das ist der schönste Punkt der Umgebung!"

Bei weiterer Erkundigung erfuhr ich, daß sich der Haudron auf halbem Wege zu einem der beiden Berge befand. Der Weg dahin war für einen Fremden kaum aufzufinden, er führte bald rechts, bald links durch Dickicht und Gestrüpp. Der Beamte riet mir daher, einen Führer zu nehmen, und zeigte mir ein kleines weißes Häuschen mit grünen Fensterläden, in dem der beste Bergführer der Gegend, namens Simon, wohnte.

Ich klopfte an die Tür des Häuschens. Eine alte Frau öffnete mir. Als ich mein Anliegen vorgebracht, bemerkte sie:

„Mein Sohn ist leider unpäßlich. Er hat sich bei seiner letzten Tour das Reißen geholt und kann nicht aufstehen, aber Meister Scharf führt Sie ebenso gut zum Haudron."

„Wohl ein Nachbar?"

„Nein, Meister Scharf ist kein Mensch."

„Was? Kein Mensch?"

„Nein, Herr, unser Hund."

„Aber ein Hund kann mich doch nicht führen?"

„Doch, mein Herr! Meister Scharf nimmt es mit jedem Bergführer auf. Den Weg zum Haudron kennt er ausgezeichnet. Er ist daran schon gewöhnt."

„Gewöhnt?"

„Ja, Simon nimmt ihn seit vielen Jahren auf seinen Touren mit. Er hat schon zahlreiche Reisende in die Berge geführt, und jeder war mit ihm zufrieden. Verstand hat Meister Scharf, Verstand," plauderte die Alte naiv, „mehr als wir beide. Sprechen kann er allerdings nicht, aber das braucht ein Bergführer auch nicht. Er macht Sie schon auf seine Art auf alle Naturschönheiten aufmerksam, und wie die einzelnen Punkte heißen, ersehen Sie aus einer Karte der Gegend, die ich Ihnen mitgeben kann. Außerdem sparen Sie dabei Geld; meinem Sohn müßten Sie mindestens drei Francs für den Weg zahlen, Meister Scharf wird Sie nur halb so viel kosten und Ihnen ebenso viel Sehenswertes zeigen."

„Meinetwegen. Doch wie kommt ein Hund zu diesem sonderbaren Namen?"

„Weil sein Verstand und sein Blick gleich scharf sind, haben wir das Tier „Meister Scharf" genannt."

„Wo ist denn das Wundertier?"

„Meister Scharf liegt im Garten in der Sonne. Er ruht aus, denn er hat bereits heute morgen mit zwei Engländern den Weg nach dem Haudron gemacht. Aber das schadet nichts."

„Meister Scharf! Meister Scharf!" rief die Alte.

Ein unansehnlicher, langhaariger Köter kam sofort herbeigesprungen. Sein Aeußeres verriet von seiner ungewöhnlichen Intelligenz nicht viel, doch lag in seinem Ausdruck etwas Solides, Selbstbewußtes. Er blickte mich scharf an, als wollte er sagen: Ich weiß schon, was der Herr will, es ist ein Reisender, der gern den Haudron besuchen möchte.

„Ich muß aber spätestens in drei Stunden wieder auf dem Bahnhofe sein, da ich mit dem Vieruhrzuge abreisen will."

„Unbesorgt, Herr, Meister Scharf wird Sie noch pünktlich zum Zuge heimführen."

Der Hund spitzte zwar aufmerksam die Ohren, machte aber keine Miene, aufzubrechen.

„O, wie dumm! Beinah' hätt' ich den Zucker vergessen!" rief die alte Frau, brachte schleunigst vier Stücke Zucker und gab sie mir mit den Worten: „Erst wenn Meister Scharf den Zucker bei Ihnen sieht, macht er sich auf den Weg."

„Der Herr will zum Haudron, Haudron, Haudron, und muß in drei Stunden zum Zuge wieder hier sein!" wiederholte sie langsam und mit Nachdruck, und der seltsame Hund knurrte, gleichsam um zu zeigen, daß er verstanden habe, was man von ihm wolle.

Durch einen Blick aus seinen klugen Augen forderte er mich auf, die Wanderung anzutreten. Wir schritten durch das Dorf, Meister Scharf voran, sich seiner Pflicht bewußt, ließ sich weder durch die Zurufe der Dorfkinder, noch durch das Gekläff einiger Köter, die sich mit ihm anfreunden wollten, stören. Geringschätzig wies er alle Versuchungen ab, als wüßte er, daß er jetzt Wichtigeres zu tun hätte, daß er jetzt Geld verdienen mußte. Auch ich befand mich ganz in seiner Gewalt. Er kannte den Weg, der mir fremd war. Aus dem Dorfe kamen wir auf eine staubige Landstraße, die der Hund aber in größter Eile durchmaß.

Meinen Versuch, mitten auf der staubigen Landstraße unter einem verkrüppelten, dürftigen Schatten spendenden Bäumchen Rast zu machen, wußte mein vierbeiniger Führer durch eindringliches Gebell zu verhindern.

Bald aber geleitete er mich auf einem herrlichen, schattigen Waldwege zu einer prächtigen Lichtung, die ein kleiner Wasserfall belebte. Hier stand eine alte Holzbank. Meister Scharf lud mich in seiner Art ein, da Platz zu nehmen, indem er bald die Bank, bald mich anblickte.

Ich tat meinem Führer seinen Willen, setzte mich auf die Bank, steckte mir eine Zigarre an und hätte beinahe Meister Scharf auch eine angeboten, wenn mir nicht noch rechtzeitig eingefallen wäre, daß ihm ein Stück Zucker wohl lieber sein dürfte. Er fing es gewandt auf, nagte daran, während er es sich zu meinen Füßen bequem machte.

Genau zehn Minuten währte unsere Rast, dann erhob sich Meister Scharf und gab das Zeichen zum Weitergehen. Langsam wanderten wir durch die schönste Gegend des Waadtlandes.

Einmal passierte es ihm, daß er einen falschen Weg einschlug, doch dauerte es nicht lange, bis er seinen Irrtum bemerkte und Kehrt machte. Dann führte er mich einen kleinen steinigen Pfad zu einem Hügel hinauf, ich folgte ihm, obwohl ich sofort merkte, daß wir vom Wege nach Haudron abwichen. Aber ich hatte dem intelligenten Hunde unrecht getan; von der Spitze des Hügels hatte ich eine wundervolle Aussicht, und diese durfte er als gewissenhafter Mentor mir nicht vorenthalten, setzte aber alsbald die Wanderung fort, nachdem er mir genügend Zeit gelassen, die Schönheit der Gegend zu bewundern.

Auf beschwerlichen Wegen zogen wir weiter, Meister Scharf sprang geschickt von Fels zu Fels, verlor mich aber keinen Moment aus den Augen. Plötzlich hörte man ein Rauschen, der Hund bellte freudig auf und machte einen Luftsprung, ein Zeichen, daß wir am Ziele waren.

Ja, das war wirklich der Haudron, eine armselige Quelle zwischen kahlem Gestein, die kaum die Mühe des Weges gelohnt, wenn nicht mein Führer mich immer lebhafter interessiert hätte.

An beiden Seiten der Quelle gab's Milchwirtschaften, in der einen waltete eine blonde, in der anderen eine brünette Sennerin ihres Amtes. Schon wollte ich bei der Blonden, deren schöne Augen mir aufgefallen waren, zu Gaste sein, als Meister Scharf mir den Weg vertrat und so lange bellte, bis ich ihrer Konkurrentin den Vorzug gegeben hatte. Er liebte also die Brünetten. Ich bestellte ein Glas Milch. Als die Sennerin ins Haus ging, um es zu holen, folgte ihr Meister Scharf, der keinen Blick von ihr gewandt hatte. Durch's offene Fenster sah ich, wie die Brünette ihn streichelte und ihm, noch ehe sie meinen Auftrag ausgeführt hatte, eine große Schale mit Milch hinstellte. Meister Scharf war einfach bestochen.

Bald kam er, Milchtropfen am Maule, zu mir und richtete einen erwartungsvollen Blick auf mich. Ich verstand, hier war er gewohnt, sein zweites Zuckerstückchen zu bekommen. Er hatte es ehrlich verdient. Ein halbes Stündchen atmete ich die erquickende Bergluft.

Meister Scharf ward unruhig, es war Zeit, an den Heimweg zu denken. Ich bezahlte die Milch und wollte den Weg, den ich hergekommen, wieder zurückgehen.

Mißvergnügt knurrte der Hund und rannte nach der entgegengesetzten Seite. Ich begriff, denn während unseres zweistündigen Verkehrs hatte ich ihn verstehen gelernt, daß er mir sagen wollte: Du kennst mein Führertalent noch lange nicht, wenn du glaubst, daß ich dich auf demselben Wege heimführen werde.

Wir beschritten einen anderen, viel schöneren Weg, und Meister Scharf sah mich glänzenden Auges an.

Vor der Hütte der Mutter Simon blieb er stehen. Kaum hatte er jedoch bemerkt, daß ich zum Bahnhof hinsah, geleitete er mich dahin, nahm, als wir richtig zwanzig Minuten vor Abgang des Zuges zur Stelle waren, die beiden letzten Zuckerstücke in Empfang und trollte, nicht ohne mir einen Abschiedsblick zuzuwerfen, im Bewußtsein, seine Pflicht getan und mir seine, nicht alltäglichen Fähigkeiten gezeigt zu haben, von dannen.

Der Glückspilz.

Humoreske von Paul Bliß.

Eines Abends, als Herr Woldemar schon ein bißchen angeheitert war, hatte ein Händler, der in dem Restaurant allerlei Dinge feilbot, die Gelegenheit benutzt und ihm ein Los der Wendenburger Pferdelotterie aufgeredet. Ich will die Sache kurz machen: das Los kam heraus und zwar mit einem Gewinn von 2000 Mark.

Im Umsehen wußte das die ganze Zechgesellschaft. Selbstverständlich mußte dieses freudige Ereignis nun aber auch gefeiert werden, und so ließ der Held des Abends dann auffahren, was der Wirt nur immer zu geben hatte.

Als endlich Herr Woldemar sein Portemonnaie herauslangte, um die Zeche zu bezahlen, da erst kam ihm zum Bewußtsein, daß er bald den fünften Teil des Gewinnes zum besten gegeben hatte.

Am nächsten Tage fuhr er nach Wendenburg, um seinen Gewinn, einen bespannten einspännigen Jagdwagen, in Empfang zu nehmen und ihn möglichst gut zu verkaufen.

Aber als er den schmucken Wagen und den flotten Gaul sah, überkam ihn eine ganz unbändige Lust, eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen; er lud also Herrn Mayer, den Hauptkollekteur, ein und bestieg mit ihm das leichte Gefährt.

Und wirklich, es gelang. Leicht und flott fuhr er durch das Städtchen zum Tore hinaus, in den kühlen Wald hinein, der Forstschänke zu, wo man Halt machte, um sich etwas zu erfrischen.

Natürlich blieb es nicht bei einem Glase, und schließlich gerieten beide Herren in recht heitere Stimmung.

Anfangs ging die Rückfahrt ebenso glatt von statten; als der Gaul aber merkte, daß die Hand des Lenkers die Zügel nicht mehr allzu stramm hielt, wurde er ausgelassen, und als Herr Woldemar elegant die Ecke nehmen wollte, gab es plötzlich einen Ruck, und der Wagen sank zur Seite, der Gaul stand und die Insassen rutschten hinteniüber. Man war gegen einen Prellstein gefahren, das linke Hinterrad war total zerbrochen, so daß an ein Weiterfahren nicht mehr zu denken war.

Herr Woldemar war ärgerlich, er sah die Schadenfreude auf den Gesichtern der Umstehenden, und um der peinlichen Lage schnell zu entkommen, übergab er Pferd und Wagen einem Dienstmann, der beides nach dem Gasthof führen sollte.

So endete die erste Ausfahrt. Aber der freundliche Herr Maeyr machte ein paar Witze und brachte es dahin, daß Herr Woldemar darüber hinwegkam, und als man erst bei der Flasche saß, war der kleine Unfall bald gänzlich vergessen.

So viel aber sagte ihm die kühle Vernunft doch, nur so schnell als möglich Pferd und Wagen losschlagen!

Gleich nach Tisch kamen denn auch die Kaufliebhaber, und da ergab sich die interessante Tatsache, daß der Nennwert des Gewinnes mit 2000 Mark zu hoch beziffert war, denn nach langem Feilschen erzielte man für Wagen und Gaul nur 900 Mark; das war zwar schmerzlich, aber damit war ja die Geschichte nun auch zu Ende. Also nahm Herr Woldemar sein Geld und fuhr nach Hause.

Ein paar Tage ließ er sich in seiner Stammkneipe nicht sehen, um nicht wieder von neuem zum besten geben zu müssen, hauptsächlich aber, um nicht die Summe des Erlöses nennen zu müssen.

Aber der Zufall führte ihm einen der Zechgenossen in den Weg.

„Nun, lieber Herr Woldemar, was haben Sie denn nun herausgeholt aus dem Gewinn?" wurde er gefragt.

„O, so nahezu eintausendsiebenhundert Mark," antwortete er etwas zaghaft.

Da jubelte der andere los: „Was! Eintausendsiebenhundert Mark?! Sie Glückspilz! Das müssen wir sogleich mal gehörig begießen!"

Und damit nahm er den armen Mann unter den Arm und schleppte ihn trotz alles Sträubens in die Stammkneipe, wo die Neuigkeit jubelnd bekanntgegeben wurde.

Als Herr Woldemar fortging, war er um 100 Mark leichter.

Aber das überraschende Nachspiel sollte nun erst beginnen.

Am nächsten Tage kam der Käufer des Pferdes, um sein Geld zurückzufordern, denn der Gaul war an der Kolik verendet, und der Arzt hatte nachgewiesen, daß das Pferd die Krankheit bereits gehabt hatte, als es verkauft wurde. Das alles hatte der vorsichtige Bauer schwarz auf weiß, vom Arzt und von der Behörde bescheinigt.

Herr Woldemar war ein friedliebender Mensch, deshalb ging er zu seinem Rechtsanwalt, erkundigte sich über alles genau, und als er erfuhr, daß das Bäuerlein im Recht sei, zahlte er anstandslos das Geld zurück, womit der biedere Landmann abzog.

Nun aber verklagte Herr Woldemar die Lotteriekommission in Wendenburg auf Schadenersatz, weil sie ihm ein mit Krankheit behaftetes Pferd als Gewinn geliefert hatte.

Doch der gute Mann zog auch hier wieder den kürzeren.

Die Lotteriekommission ließ nämlich durch ihren Arzt bestätigen, daß das Pferd, als es abgeliefert wurde, gesund gewesen war; wenn es also an der Kolik erkrankt wäre, dann könnte es sich diese Krankheit eben nur zugezogen haben, als es im Besitz des Gewinners war, und somit könne die Lotteriekommission für keinen Schaden verantwortlich gemacht werden.

Also lautete die Entscheidung des Gerichts, und also hatte der Glückspilz nicht nur sein schönes Geld verloren, sondern er mußte auch noch ein nettes Sümmchen für Gerichts- und Anwaltskosten berappen.

Seit jener Zeit wird Herr Woldemar rabiat, wenn man ihm wieder ein Los zu einer Pferdelotterie anbietet.